



Leseprobe aus Dinges, Männlichkeiten und Care, ISBN 978-3-7799-6227-4

© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6227-4)

isbn=978-3-7799-6227-4

Einleitung: Die gesellschaftliche und wissenschaftliche Debatte um Männlichkeit und Sorgearbeit seit den 1970er Jahren

Martin Dinges

Aktuell taucht das Thema „Männlichkeiten und Care“ in den Medien fast täglich auf.¹ Ob unter dem Rubrum „neue Väter“ oder „Vereinbarkeit von Familie und Beruf – auch ein Problem für Väter“, es wird immer wieder aufgegriffen, so dass es wohl einen Nerv der Zeit trifft. Insofern gibt es mittlerweile ein Vorwissen zum Thema, dass es irgendwie um die gesellschaftliche Verteilung von Erwerbsarbeit und Sorgearbeit geht und dass dies ein zentraler Aspekt von Geschlechtergerechtigkeit ist. Nach wie vor wird Erwerbsarbeit bezahlt, Sorgearbeit zu einem großen Teil nicht. Im „privaten Raum“ geleistet, wurde und wird sie oft durch Versorgungsverhältnisse wie die Ehe abgegolten. Symbolisch wurde und wird Erwerbsarbeit eher mit Männlichkeit konnotiert, Sorgearbeit hingegen assoziierte man, besonders während der letzten hundertfünfzig Jahre, eher mit Weiblichkeit. Erwerbsarbeit wurde mit Autonomie konnotiert, Sorgearbeit mit Abhängigkeit(en). Konkret wird die meiste Sorgearbeit von Frauen, die meiste Erwerbsarbeit von Männern erbracht. Soweit scheint das alles relativ einfach und klar. Deshalb sind wohl auch Geschlechterklischees entlang dieser Dichotomien so eingängig und in vielen Köpfen fest verankert: Wenn es bei jungen Paaren um die Frage geht, wer die gemeinsame „Wäsche macht“, dann übernimmt das geradezu „natürlich“ zumeist die Partnerin (Kaufmann 2005).

Allerdings zeigt sich schon auf den zweiten Blick, dass in der Praxis Sorgearbeit immer auch schon von Männern, Erwerbsarbeit immer auch schon von Frauen erbracht wurde, wenn auch jeweils in deutlich geringerem Ausmaß. Die Wahrnehmung dieser Realitäten wurde seit 1770/1780 immer stärker von nor-

1 Dieser Band bietet eine Auswahl von Beiträgen der zwölften Tagung des Arbeitskreises interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung (AIMGENDER), die im Dezember 2018 in Kooperation mit dem Fachbereich Geschichte der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Stuttgart stattfand. Mehr dazu https://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/lengersdorf/aim_gender.html (Abfrage 19.7.2019).

mativen Zuschreibungen an die Geschlechter überdeckt. Zwar wurden die Sorgaufgaben im Haus (Kleinkindpflege, Kochen und Reinhalten des Hauses) schon lange vor der Aufklärung ganz überwiegend den Frauen zugerechnet, aber ihr Beitrag zum Haushaltsbudget war auf Bauernhöfen und in Handwerksbetrieben viel bedeutsamer als in späteren Zeiten, in denen durch die Arbeitsplätze in Industrie- und Dienstleistungsbetrieben Wohnen und Arbeiten räumlich und sachlich immer weiter auseinandertraten (Wunder 1992, S. 91–153; Hausen 1993, S. 53–56). Mit Entstehung der Sonderanthropologie der Frau während der Aufklärung wurde die weibliche Existenzweise sehr viel rigider als früher über die Nähe zur Natur definiert (Honegger 1991). Der Körper wurde nun zum Schicksal der ganzen Person erklärt und die Naturbestimmtheit der Frau sollte ihre Fähigkeit zu einem empfindsameren Umgang mit Kindern belegen. Gleichzeitig wurde ihr zwar nicht mehr oder gar ausschließlich Emotionalität zugeschrieben, aber eine geringere Fähigkeit, diese durch Vernunftgebrauch im Zaum zu halten (Schnell 2015, Bd. 2, S. 962 f., 920 f., 931, betont zutreffend die längere Tradition dieser Zuschreibungen). Außerdem wurde Frauen auch eine durch ihre Physiologie geprägte, angeblich schwächere Psyche zugeschrieben. Diese physische und psychische Ausstattung nannte der Nervenarzt Möbius als Grund für geringere Fähigkeiten des Verstandes und vor allem für die Unfähigkeit zum harten Konkurrenzkampf in der Arbeitswelt oder zum Medizinstudium (Möbius 1903, S. 19). Nicht nur dieser Mediziner führte dafür evolutionsbiologische Argumente an (Möbius 1903, S. 19, 52–55).

Die im Biedermeier zunächst als bürgerliches Verhaltensmodell popularisierte geschlechterspezifische Aufgabenteilung wirkte später als Leitbild über die Kleinbürger und Beamten der Jahrhundertwende bis in die Welt der Facharbeiterfamilien während des Nachkriegsbooms weiter – und wird bis heute steuerlich durch das Ehegattensplitting begünstigt. Im Windschatten dieses Denkens reklamierte die bürgerliche (erste) Frauenbewegung im ausgehenden 19. Jahrhundert aber auch „besonders passende“ Berufsfelder für sich: Die anthropologisch unterstellte „natürliche Mütterlichkeit“ sollte es jeder Frau, ohne je Mutter zu werden, angeblich leichter gestatten, beruflich Kompetenzen in der Kinderpflege, Kindererziehung, Krankenpflege, Fürsorge und auch als Lehrerin zu erwerben, so dass diese Arbeitsfelder immer exklusiver weiblich markiert wurden (Dinges 2018a, S. 136–139).

Im Gegenzug wurden Männer und Väter aus der häuslichen und beruflichen Sorgearbeit immer mehr verdrängt. Bei der Kindererziehung spielten sie im 18. Jahrhundert noch eine größere Rolle, in der Krankenpflege wurden sie erst im 19. Jahrhundert zu einer kleinen Minderheit von konstant ca. 15% der Pflegenden, während sie in der frühneuzeitlichen Armenfürsorge mindestens gleichberechtigt tätig und als Lehrkräfte bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts weitgehend dominant waren. Alltagsgeschichtliche Befunde belegen vom Spätmittelalter bis zum Ende der Biedermeierzeit (1840) ihren noch deutlich höhe-

ren Anteil an der Sorgearbeit innerhalb der Familie inkl. der Babypflege oder auch als Hauslehrer (Trepp 1996, S. 339, 343, 358, 364 ff.; Habermas 2000, S. 322 f., 370 f., 373 f., 377–380, 389; Dinges 2018; Dinges 2020; Talkenberger 1998) sowie beim Spielen, das teilweise auch pädagogische Zwecke verfolgte (Kühme 1997, S. 84–95, 125 f.). Außerdem beteiligen sich an der familiären Krankenpflege Väter, Söhne oder Hauspersonal (Prühlen 2005, S. 250, s. a. 309; Frohne 2014, 259–266). Die heutzutage immer noch häufig imaginierte und vielfach für selbstverständlich gehaltene Abwesenheit von Männern in der Sorgearbeit ist also das Ergebnis von Geschlechterarrangements, deren Entwicklung zwei Jahrhunderte gedauert hat.

Diese besonders in der Industrialisierung und bis zum Ende des langen Nachkriegsbooms, also etwa von 1880 bis 1980, verfestigte Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit gerät derzeit immer mehr unter Druck. Der wichtigste Grund ist sicher, dass Frauen dank ihrer gestiegenen formalen Qualifikationen stärker in die Erwerbsarbeit drängen. Weiterhin hat die Politisierung des Privaten durch die zweite Frauenbewegung (seit ca. 1970) das gesellschaftliche Bewusstsein für die Bedeutung der ungleichen Verteilung von Hausarbeit und Kindererziehung geschärft. Seit den 1990ern wirken sich die Prekarisierung der Arbeitswelt (u. a. Zeitverträge) und die abnehmende Bedeutung der Männer als Allein- oder Hauptverdiener aus. Die damit einhergehende weniger einseitige Erbringung des Haushaltseinkommens – auch durch abwechselnde Verdienerbzw. Hauptverdienerphasen, Vollzeitverdienerpaare etc. – erzwingt bzw. ermöglicht die Umverteilung von Haus- und Sorgearbeit. Außerdem brachten die Frauen und Paare aus der ehemaligen DDR Erfahrungen mit einer der höchsten Quoten von Frauenberufstätigkeit der Welt in die neue Bundesrepublik ein. Schließlich entwickelten immer mehr Männer und Frauen, insbesondere mit Kindern, den Wunsch nach einer weniger ungleichen Verteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit. Das bisherige „traditionelle“ Gefüge der geschlechterspezifischen Verteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit gerät also gleichzeitig von mehreren Seiten strukturell und subjektiv unter Druck (mit etwas anderen Akzenten und der soziologischen Diskussion dazu König 2012, S. 40–50).

Bei dem Thema Männlichkeit und Care geht es um mehr als um diese seit den 1970er Jahren erfolgreich politisierten und aktuell in der Öffentlichkeit vorrangig diskutierten Aspekte. Der Hinweis auf die Berufsfelder, die wegen ihrer Nähe zu personenbezogenen Dienstleistungen als „weiblich“ codiert werden, zeigte bereits spezifische Verknüpfungen von Sorgearbeit und Weiblichkeit, die weit über Haushalt und Familie hinausweisen. Analog korrespondierte auch die Erwartung an Männer, in der Berufsarbeit völlig aufzugehen, mit den oben beschriebenen Rollenzuweisungen. Viele Männer hielten ihre Sorge um die Familie im Wesentlichen für erfüllt, wenn sie einen möglichst großen Teil des Haushaltseinkommens als „Ernährer“ beibrachten. Für Einkünfte zu sor-

gen, stand im Vordergrund gegenüber der Sorge um Personen und um andere Aufgaben.

So entstand eine Arbeitswelt, die als „männerbündisch“ charakterisiert wird, weil man von den Männern erwartete, sich für gemeinsame Ziele des Unternehmens „aufzuopfern“ (Höyng/Schwerma 2002). Das prägte einen Organisationstyp, in dem Familienbelange strukturell nicht berücksichtigt wurden. Männer sollten die Ansprüche der Familie an ihre Verfügbarkeit hintanstellen. Sie taten dies teilweise auch freiwillig, wenn sie sich besonders stark mit ihrem Beruf identifizierten. Die Statistik bezahlter und nicht bezahlter Überstunden, die zum größten Teil von Männern erbracht werden, ist hier aussagekräftig (BAuA 2018, S. 33 f.).

Dabei stellten sie andere persönliche Interessen zurück. Stress und zu viele Überstunden erweisen sich über die Jahre aber als gesundheitsgefährdend (Robert-Koch-Institut 2014, S. 29 f.). Rauchen oder hoher Alkoholkonsum als Mittel zum Stressabbau sind es ebenfalls. Dauernde Überforderung begünstigt Burnout und Depression, die in den Suizid führen können, den Männer dreimal häufiger als Frauen begehen (Robert-Koch-Institut 2014, S. 57 ff.). Ein einseitiges, übermäßiges Engagement für einen Beruf kann besonders dann das Leben verkürzen, wenn die eigene Position geringe Entscheidungsspielräume eröffnet. Das verweist auf den in der derzeitigen Diskussion zu wenig beachteten Aspekt der Selbstsorge. Männer werden immer noch eher daraufhin sozialisiert, an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit zu gehen, statt Kräfte zu dosieren. Der Körper wird zu häufig als Instrument zur Erreichung von Zielen betrachtet. Schmerz und schlechte Gefühle werden eher zurückgedrängt denn als Warnsignale begriffen. Das ist ein Umgang mit dem eigenen Körper, der allerdings auch bei Frauen berichtet wird, wenn die Notwendigkeiten – wie bei der Betreuung kleiner Kinder oder besonders bei den Careaholics – dazu zwingen (Hoffmann 2010, S. 406). Das „Schweigen der Organe“ gilt trotzdem, ebenso wie die Externalisierung als ein sehr gängiger Bewältigungsmodus von Männern (Helfferich 1993, S. 47–53). Deren hier nur grob skizziertes distanzierteres Verhältnis zum eigenen Körper und zur persönlichen Stimmungslage kann durchaus noch als langfristige Auswirkung der oben erwähnten Aufklärungsanthropologie interpretiert werden. Die den Männern damals zugeschriebene Vernunftsteuerung implizierte als Norm, dass sie körperliche Beschwerden und psychische Verstimmungen weniger beachten sollten.

Für den Zusammenhang von Männlichkeit und Care ist dies doppelt relevant: Wer wenig geübt ist, differenziert eigene Bedürfnisse wahrzunehmen, dürfte auch für die Sorge um andere auf die Dauer weniger gut vorbereitet sein. Selbstsorge kann die Fähigkeit fördern, für Partner oder Familie zu sorgen.

Das gilt schließlich auch für die Sorge um die Gesellschaft. Wer im persönlichen Umfeld wenig fürsorglich ist, bringt nicht unbedingt gute Voraussetzungen mit, um an gesellschaftlichen Strukturen mitzuwirken, die den sorgsam

Umgang mit Menschen und den natürlichen Ressourcen stärken (Heilmann/Scholz 2017a, 2017b, 2019).

Für die Diskussion um Männlichkeit und Care wäre es also hilfreich, mehr als lediglich die „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“, also die Familiensorge, im Blick zu behalten (dazu Meuser 2007): Es geht dabei auch um Selbstsorge und Sorge für die Gesellschaft.

Sorgebegriff

Eine Definition des Gegenstands dieser Publikation ist nicht einfach. Man kann gute Gründe anführen, ganz darauf zu verzichten (Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014, S. 6; einige Autoren dieses Bandes bieten eigene Definitionen an, so z. B. Gerhard 2014, S. 74 f.). Andere Autorinnen schlagen vor, das Anwendungsfeld des Begriffs Fürsorge – auch in der Schreibung als Für_Sorge – sehr weit zu dehnen (Binder/Hess 2019, S. 15–29). Bei der Gesellschaftssorge sollen die Weltgesellschaft und die Folgen des Kolonialismus, die Natur sowie der achtsame Umgang mit allen Dingen mitbedacht werden. In diesem Band wird ein weniger umfassendes Konzept von Care zugrunde gelegt, der Begriff aber im Haupttitel dieses Bandes beibehalten, weil er bisher die soziologische und politologische Diskussion im In- und Ausland geprägt hat. Im Untertitel folgen drei deutschsprachig formulierte Anwendungsfelder – vom Individuum über Paare und Familien bis hin zur Gesellschaft.

Hier darf zunächst die deutsche Begriffsgeschichte in Erinnerung gerufen werden, da sie einige interessante Aspekte bietet, die beachtet werden sollten, bevor man sich dem englischsprachigen Konzept wieder zuwendet. Das „Grosse vollständige Universal-Lexicon der Wissenschaften und Künste“ von Zedler definiert „Sorge“ 1743 wie folgt:

„Sorge, lat. Cura, ist eine fleißige Aufmerckung und Bekümmerniß um ein Ding, da man mit sich zu rathe gehet, und nachdencket, wie man eine Sache recht angreifen müsse, daß man keine Ungelegenheit, Schaden oder Gefahr davon habe, sondern daß alles einen erwünschten Ausgang gewinnen möge: Wie etwan Eltern für ihre Kinder, Obrigkeit für die Unterthanen, Lehrer und Prediger für die Gemeine, auch ein jeder Christ dafür, daß er des Zwecks der Seligkeit nicht verfehle, bekümmert seyn müssen“ (Zedler 1732–1754, 38, Sp. 935 f.)

Aspekte dieser Definition sind also

1. klug planendes (auch instrumentelles) Verhalten zur Schadensvermeidung;
2. soziale Sorgeverhältnisse, die immer mit Unterordnungs- bzw. Abhängigkeitsverhältnissen einhergehen und Elemente von Herrschaft beinhalten können;
3. bei Lehrern und Pfarrern spielt bereits „Professionalität“ eine Rolle;
4. sorgende Personen sind immer Männer, nur in der Familie auch Frauen.
5. Schließlich wird die Selbstsorge erwähnt – um das damals sehr wichtige Seelenheil.

Alle weiteren Differenzierungen von Sorge bezogen sich damals auf das Verhältnis zu Gott, das als zentral für die Selbstsorge angesehen wurde.

Beim weiteren Blick in dieses und spätere Lexika fällt auf, dass der Begriff Fürsorge erst 1833 erscheint.² 1878 verschwinden Sorge und Fürsorge aus den Lexika (Meyers, Bd. 14, (1878) und Bd. 7 (1876)); nach 1900 tauchen stattdessen Spezialbegriffe wie „Fürsorgeerziehung“ und „Fürsorge für entlassene Sträflinge“ auf, die auf damals gerade entstehende Berufsfelder von Sorge verweisen.³ Das frühere umfassende Konzept von Sorge verliert sich und wird durch spezielle Felder von Sorge ersetzt. Insofern verweist das aktuelle Ringen um eine Definition auch auf den historischen Verlust eines „ganzheitlichen“ Begriffs. Wikipedia versucht das wohl zu überbrücken.

„Der Begriff Sorge beschreibt ein durch vorausschauende Anteilnahme gekennzeichnetes Verhältnis des menschlichen Subjektes zu seiner Umwelt und zu sich selbst. Eine subjektiv erwartete Not (Bedürfnis, Gefahr) wird gedanklich vorweggenommen und wirkt sich im Fühlen, Denken und Handeln des Besorgten oder Sorgenden aus. Das Spektrum reicht dabei von innerlichem Besorgt- oder Beängstigt-Sein bis zur tätigen Sorge für oder um etwas.“⁴

Diese Definition betont allerdings stark die innerpsychischen Belastungen und die versuchte Vorbeugung gegen beängstigende Ereignisse, also Erkenntnisse der Psychologie. Sie weist aber auch auf das hin, was in diesem Band im Vordergrund steht, die (wiederholte) „tätige Sorge für oder um etwas“, die durchaus mit Sorgen (im Plural) einhergehen kann.

2 So notiert Krünitz 1833 zum Lemma Sorge: Cura, Franz. Souci, Soin, Peine, eine nur in einigen Gegenden in dem zusammengesetzten „Fürsorge“ übliches Wort.

3 Etymologische Hintergründe bieten Binder/Hess 2019, S. 13 f.

4 <https://de.wikipedia.org/wiki/Sorge>.

Weitere begriffliche Klärung zum Forschungskontext Care/Sorge

Mittlerweile wird in mehreren Forschungskontexten über „Care“ diskutiert. Dabei ging es zunächst um das historisch gewachsene Missverhältnis der geschlechterspezifischen Verteilung von (Berufs-)Arbeit im formellen Sektor und Haus- oder Familienarbeit. Letztere wurde von der Zweiten Frauenbewegung – marxistisch inspiriert – zunächst als Reproduktionsarbeit von der Produktionsarbeit definitorisch abgegrenzt, diese Kategorisierung dann als systematische Unterbewertung von Arbeit, die hauptsächlich von Frauen erbracht wurde, kritisiert. Schließlich wurde „Hausarbeit“ in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung aufgewertet. Daran knüpft Winker mit ihrer Unterscheidung von Care-Arbeit, die als Sorgearbeit übersetzt wird, und Reproduktionsarbeit an (Winker 2015).

Tab. 1: Unterscheidung von Sorge-Arbeit und Reproduktionsarbeit (nach Winker)

Care-Arbeit = Sorgearbeit	Reproduktionsarbeit
Inhalte der Arbeit: other centered work	unentlohnte Frauenarbeit im Kapitalismus
= Erziehen, Pflegen, Betreuen, Lehren, Beraten	auch Selbstreproduktion: Selbstsorge
alle unbezahlten Arbeiten im Haushalt und alle bezahlten und unbezahlten Betreuungs- und Pflegearbeiten. Haushalts- und Sorgearbeit sind schwer zu trennen.	Haus- und Gartenarbeit, Kochen und Spülen, Wohnungsreinigung, Wäsche, Tier- und Pflanzenpflege, Einkaufen und Haushaltsorganisation, Betreuung und Pflege von Kindern und von erwachsenen Haushaltsmitgliedern, Personenbezug (BMFSFJ 2003, 11)
Lebensstil- und Statusreproduktion	

Bei Sorgearbeit ist demnach nicht entscheidend, ob sie bezahlt wird oder nicht, sondern dass es sich um eine personenbezogene Tätigkeit handelt. Damit geht eine spezifische persönliche Involviertheit einher, die sich der Standardisierung und Ökonomisierung von Arbeitsabläufen widersetzt. In Winkers Begriffsbestimmung wird immer der Bezug auf andere Menschen vorausgesetzt. Selbstsorge wird ausgegrenzt, wohl weil sie nicht als Arbeit qualifiziert werden soll. Sorgearbeiten können schließlich innerhalb und außerhalb eines Haushalts erbracht werden. Insofern kann man die oben dargestellte geschlechterspezifisch ungleiche Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit nicht eins zu eins auf Care-Arbeit verrechnen. Ein großer Teil der gesellschaftlichen Care-Arbeit wird mittlerweile als Erwerbsarbeit – und das wiederum zumeist von Frauen – erbracht: In der häuslichen Pflege und beim Putzen häufig ohne jede soziale Absicherung von Migrantinnen (global care chain), in der Altenpflege besonders schlecht bezahlt, bei den Lehrberufen deutlich besser. Unter neoliberalen Verhältnissen wird außerdem eine zunehmende Kommodifizierung von Sorgetätigkeiten befördert. Die damit einhergehende Ökonomisierung und Rationalisierung widerspricht aber den Spezifika von Sorgearbeit wie Zuwen-

dung und Nicht-Planbarkeit vieler Sorgeaufgaben – wie z. B. Krankheit von Kindern oder Angehörigen (Aulenbacher/Dammayr 2014, S. 137; Apitzsch 2014, S. 149).

Aus politikwissenschaftlicher Perspektive hat Tronto bereits 1993 eine Ethik von Care ausgearbeitet (Tronto 1993). Darin unterscheidet sie zwischen direkter und unterstützender Care-Arbeit; „nurturant care“ werde direkt an Personen geleistet, „nonnurturant care“ beziehe sich auf die physische Umwelt wie Wäsche oder Essenszubereitung. Sie stellte außerdem fest, dass Männer zwar Sorgearbeit erbringen, aber selbst glauben, es nicht so gut wie Frauen zu können (Tronto 2013, S. 68). Das älteste Argument zur weiblichen Markierung von Care sei biologisch, nämlich eine Herleitung aus der generativen Fähigkeit von Frauen (Tronto 2013, S. 70).

Männlichkeiten und Sorge

Dies gibt Anlass, genauer zu betrachten, wie Männer und Männlichkeit in der Diskussion um Care thematisiert wurden. Anttonen/Zechner rekonstruierten die Forschungsgeschichte seit der feministischen Debatte (Anttonen/Zechner 2011). Wie in vielen Themenbereichen, die von der Zweiten Frauenbewegung aufgebracht wurden, taucht Männlichkeit zunächst nur als Kontrastfolie zur zugeschriebenen Weiblichkeit von Sorge auf (Dinges 1998, S. 7). In diesem Zusammenhang ist ein Blick auf die etwas besser erforschte Pflege aufschlussreich, da die Analogien zum Thema Sorge offensichtlich sind.

So kritisierte Langehennig die völlig einseitige, fast ausschließlich auf Frauen zentrierte Forschung, die Pflege von Männern kontrastiv und klischeehaft konstruierte (Langehennig 2012, S. 18). Männlichkeit wurde erst ein eigenständiges Thema, als man in der Gerontologie in den 1990er Jahren die pflegenden Ehemänner entdeckte. Noch später bemerkte man auch die alleinlebenden bzw. nicht verheirateten Männer, die Eltern pflegen. Die Zahl der Männer in der Angehörigenpflege stieg seither ständig: Der Anteil der Männer unter den Hauptpflegepersonen betrug 1991 17%, 2002 bereits 27% und schließlich 2013 36% (Langehennig 2012, S. 15; Hammer 2014, S. 9). Bei der derzeit pflegenden Generation ist immer noch ein Geschlechterarrangement mit Frauen, die Hausfrauen waren oder in Teilzeit arbeiteten, und Männern in Vollzeittätigkeit sehr verbreitet. Da erstaunt es nicht, dass letztere zumeist, aber keineswegs ausschließlich, nach Beendigung der Erwerbstätigkeit Pflegeaufgaben übernehmen (Wetzstein/Rommel/Lange 2015, S. 3).

Da in der Forschung zunächst nur direkt personenbezogene Leistungen beachtet wurden, wertete man viele weitere Tätigkeiten von Männern lange gar nicht als Care-Arbeit. Das gilt z. B. für die Instandhaltung von Dingen oder die Erledigung von administrativen Aufgaben für Familie oder Haushalt (Döge